

ist uralt, müsste gestrichen werden. Es leckt ein wenig, und der Motor läuft unrund. Er steckte mal in einem japanischen Laster. Aber Pedro hat ihn schon so oft auseinandergenommen, dass er ihn auch in einem Sturm reparieren könnte.

Pedro ist ein lustiger, geselliger Kerl, und weil eine Sturmfront im Norden es nicht erlaubt, wirklich weit rauszufahren, fragt er per Funk einen Kollegen, ob er nicht etwas von seinem Fang «rüberwerfen» könnte. So könnte ich wenigstens behaupten, etwas gefangen zu haben.

Ich mache Fotos. Es gibt ein Bild von mir auf Pedros Boot, hinter mir Cojímar. Ein Kuba-Motiv, das nicht viele haben.

Es ist ein schöner Tag, den wir gemeinsam verbringen. Die Whiskey-Flasche ist schnell geleert, Pedro holt noch irgendwas Kubanisches raus, das ich in Deutschland zum Desinfizieren von Wunden nutzen würde. Wir trinken weiter, Pedro erzählt von der Marlin-Saison. Eigentlich machen wir nichts Besonderes. Männer auf einem Boot, die reden. Ich fange an, mich über Carlos' bunte Badehose lustig zu machen. Er habe auf der Terrasse wie ein Triebtäter ausgesehen, Pedro lacht, Carlos erwidert, dass er, anders als ich, wenigstens nicht wie ein Mädchen trinken würde. Pedro erzählt von den Spinnern, die in alten, mit Styropor isolierten Badewannen versucht hätten, nach Florida zu gelangen, dann erzählt er von den Fischen, die er aus dem Wasser zieht, sie werden immer größer, je länger er redet. Es sind keine tiefgreifenden Gespräche, wir reden einfach über die Welt, sind albern. Ich spüre die Wirkung des Alkohols.

Ich habe Hemingways Faszination fürs Fischen nie geteilt. Angeblich verliebte er sich in Vigo, in Nordspanien, in die Thunfischjagd. Er sah einen riesigen Fisch am Haken und wollte wissen, wie man so ein Monster aus dem Wasser zieht. Mehrere Meter lang, mehrere Zentner schwer. Als er erfuhr, dass ein einzelner Mann so ein Tier aus dem Wasser ziehen kann, war es um Hemingway geschehen, denn natürlich war es nicht die Besinnlichkeit des Angelns, die ihn reizte. Ihm gefiel der Kampf zwischen Mensch und Tier. Das zähe Ringen, wenn man einen großen Brocken am Haken hat und nicht weiß, wer am Ende aufgeben wird: Fisch, Angler oder Leine. Im «Toronto Star Weekly» schrieb er: «Es ist rückenzerstörende,

sehnenspannende Männerarbeit, selbst mit einer Rute, die wie ein Hacke-Griff aussieht. Aber wenn du nach einem sechsstündigen Kampf einen großen Thunfisch landest, nach einem Kampf ‹Mann gegen Fisch›, deine Muskeln von der unaufhörlichen Belastung schwach geworden, und du bringst ihn schließlich neben das Boot, grünblau und silber im ruhigen Ozean, wirst du gereinigt sein und in der Lage sein, unverfroren in die Gegenwart der alten Götter einzutreten, und sie werden dich willkommen heißen.»

Ich glaube, dass Hemingway ein Mann war, der einfach nicht wusste, wohin mit dem ganzen Testosteron. Er liebte den Stierkampf in Spanien, die Ballerei in Afrika, den Krieg in Europa. Er konnte nicht einfach nur angeln, er musste sich genau die Disziplin suchen, das Hochseeangeln, in der Angeln zum Zweikampf wird. Mann gegen Tier.

Mir ist das alles fremd. Die Fische haben mir nichts getan. Aber ich liebe Hemingways Bücher, gerade ‹Der alte Mann und das Meer›, und mir gefällt die Idee, dass vor vielen Jahren Hemingway genau an dieser Stelle, wo ich jetzt bin, mit seinem Freund Gregorio Fuentes aufs Meer fuhr. Gregorio, ein gebürtiger Spanier, war Analphabet, er hat das Buch nie gelesen, aber es war auch nicht nötig. Hemingway und er verbrachten viele Tage auf See, redeten, tranken und fühlten sich frei. So wie ich mit Pedro, José, Carlos und Mirco gerade. Ein Journalist und ein Fotograf aus Deutschland, zwei Fischer und Carlos, von dem ich überhaupt nicht genau wissen will, womit er sein Geld verdient. Uns verbindet nichts. Es spielt keine Rolle. Auch sie werden nie einen Text von mir lesen, und es könnte nicht unwichtiger sein. Wir schauen aufs Meer und fühlen uns frei. Ich für meinen Teil bin ziemlich betrunken.

Pedro posiert jetzt mit den Fischen. Mirco macht Fotos. Carlos, der Makler des Unmöglichen, hat für seine Verhältnisse kaum gesprochen. Er hatte lange auf Pedro geschaut, als der von seinem Traum erzählte, davon, wie er sich langsam hochgearbeitet hat.

Carlos ist in Cojimar aufgewachsen und wollte immer nur weg. Nach Amerika. Auch er hatte einen Traum. Mittlerweile ist er wieder da und

schlägt sich mit halbseidenen Geschäften durch. Die beiden Leben könnten kaum unterschiedlicher sein.

«Mein Vater war Fischer», sagt er schließlich, «er hat immer gesagt, dass es der beste Beruf der Welt sei. Ich habe ihm nie geglaubt.»

Der gefährlichste Ort der Welt (Panama – Darién Gap – Kolumbien)

Comandante Ramirez vom «Batallón Central» hockt in einem grünen, bunkerartigen Steinbau am Ende einer zerschundenen Straße und scheint nicht zu wissen, ob er mich ausreden lassen soll – oder gleich wegsperrt. Seit einigen Minuten blättert er in meinem Pass und schlägt ab und zu nach Mücken am Hals.

«Setzen», sagt Ramirez.

Ich nehme Platz auf einer Holzbank und versuche, entspannt zu wirken. Ramirez befiehlt den Stützpunkt von Panamas Grenzpolizei Senafront in Yaviza. Er soll mir einen Passierschein geben, mit dem ich Richtung kolumbianischer Grenze reisen darf. Solche Passierscheine gibt es eigentlich nicht.

Ramirez beugt sich noch tiefer über meinen Pass. Er scheint jede Zeile lesen zu wollen.

Es ist kurz nach vier am Nachmittag. Draußen ist es heiß, weit über dreißig Grad, und schwül. Es ist keine lästige Sommerschwüle, wie man sie in Europa nach einem Platzregen im Juli kennt. Es ist Regenwaldschwüle. Sie nimmt einem den Atem.

Seit einer Stunde bin ich in Yaviza, einer kleinen, verlorenen Grenzstadt, drei Autostunden südlich von Panama City. Sie besteht aus vier, fünf Straßenzügen, einigen Dutzend Wellblechhütten und einer betonierte Bootsanlegestelle am Rio Chucunaque, an der Bananen und Holz gelöscht werden. Yaviza ist für eine einzige Sache bekannt. Hier endet der nördliche Teil der «Panamericana», der 25750 Kilometer langen

Landverbindung zwischen dem Norden und dem Süden des Kontinents, zwischen Alaska und Feuerland. Nordamerikaner nennen sie den «Pan-American-Highway», auch wenn von einem Highway in Yaviza keine Rede sein kann. Hier ist die Panamericana eine müde Schlaglochpiste, die unvermittelt vor einer Hängebrücke am Chucunaque endet.

«Also, was genau wollen Sie hier?», fragt Comandante Ramirez.

Ich stehe auf und mache ein paar Schritte auf seinen Schreibtisch zu. Wenn ich ihm sage, was ich vorhabe, ist die Reise vorbei.

«Comandante, hier ist die schriftliche Einladung der Kuna-Indianer in Paya und Púcuro, den zwei Dorfgemeinschaften flussaufwärts. Ich möchte dort einige Tage verbringen, sie kennenlernen und etwas über ihre Kultur erfahren. Ich bin Journalist.»

Ramirez schaut auf meinen Pass, während ich rede.

«Und das ist alles, ja?»

Das ist nicht alles. Nicht einmal ansatzweise.

Ich möchte den Darién Gap auf dem Landweg durchqueren. Zu Fuß von Panama nach Kolumbien. Von Yaviza sind das sechzig, vielleicht siebzig Kilometer Luftlinie. Klingt ganz einfach. Dennoch bin ich meines Wissens in den letzten drei Jahrzehnten der erste europäische Journalist, der das versucht. Zwei kolumbianische Kriegsfotografen, denen ich das erzählt habe, nennen mein Vorhaben einen «Todeswunsch».

Südlich von Yaviza erstreckt sich ein riesiger, fast unberührter Regenwald, ein grünes, hügeliges Elysium zwischen Atlantik und Pazifik aus Bergketten, Lagunen und Schluchten, der berühmte Darién Gap. Mit Gap, dem englischen Wort für Lücke, ist allerdings nicht nur die Unterbrechung der panamerikanischen Straße gemeint. Gap meint, dass es überhaupt kein Weiter gibt. Nicht für Autos, nicht für Boote, für niemanden.

«Sie wissen, wo Sie hier sind?», fragt Ramirez.

Natürlich weiß ich das.

Der Darién Gap ist ein als Paradies getarntes Kriegsgebiet. Eine wilde, magische Gegend, die 1980 zum Naturpark erklärt wurde und weitgehend intakt ist. 2440 Pflanzenarten, 170 Säugetierarten, 500 Vogelarten,